Predigt zum Fest der Stadtpatrone Kölns

Großartige Menschheit – verletzliche Menschen. Die hl. Ursula von Köln und die Frage nach der Menschlichkeit im KI-Zeitalter

Liebe Schwestern und Brüder,

liebe Geschwister im Glauben,

wenn heute die Legende der heiligen Ursula erzählt wird, dann klingt sie wie eine Geschichte aus einer anderen Welt: eine junge Frau, die sich weigert, ihrem Glauben abzuschwören. Sie will den ihr vom Vater zugedachten heidnischen König von England nur heiraten, wenn dieser innerhalb von drei Jahren getauft wird. Während dieser Zeit bricht sie mit einer großen Schar von Gefährtinnen und Jungfrauen zu einer Wallfahrt nach Rom auf. Auf der Rückreise findet sie am Ende in Köln durch den Hunnenkönig den Märtyrertod, weil sie nicht anders kann, als bei dem zu bleiben, was ihr Leben trägt. Wir wissen heute, dass sich die überlieferte Zahl von elftausend Gefährtinnen historisch nicht halten lässt, vermutlich ist es ein Abschreibfehler aus späterer Zeit. Und doch wäre es zu kurz gegriffen, die Legende deshalb beiseitezulegen. Denn was sie erzählt, ist unabhängig von jeder Treue zu den vielen Details, die sich im Laufe der Jahrhunderte ausschmückend um diese Legende herum entwickelt haben: Es geht um die Geschichte einer Frau, die für andere Verantwortung übernimmt, die eine Gemeinschaft führt und nicht verlässt, und die genau dort standhält, wo Standhalten etwas, ja sogar das Leben kostet.

Mir ist diese Gestalt dabei nicht fremd, im Gegenteil. Ich trage selbst ihren Namen, bin in Köln aufgewachsen und zur Schule gegangen, wenn auch nicht bei den Ursulinen, sondern – und daran habe ich beste Erinnerungen – bei den Liebfrauen, und bin der Geschichte der heiligen Ursula über die Jahre immer wieder neu begegnet, in Bildern, in Legenden, in der Frömmigkeit dieser Stadt. Noch

heute kann ich mich an das einprägsame Bild in dem Kinderbuch mit Heiligenlegenden erinnern, das die Geschichte meiner Namenspatronin darstellte. So ist diese heilige Ursula für mich nie nur eine Gestalt der Vergangenheit geblieben, sondern eine, mit der ich mich, gerade weil ich ihren Namen trage, auch persönlich auseinandersetze. Auch wegen dieses persönlichen Bezugs werden Sie es mir hoffentlich nachsehen, dass es heute mehr um die heilige Ursula und nur an späterer Stelle einmal um den zweiten Stadtpatron, den heiligen Gereon gehen wird.

Zwei Züge dieser Gestalt sind es, die uns heute besonders beschäftigen werden. Der eine ist die Treue, die nicht nachgibt, wenn Druck und Bedrohung entsteht. Der andere ist die Sorge um die, die ihr anvertraut sind, jene große, kaum überschaubare Gemeinschaft, die sie nicht sich selbst überlässt. Deshalb ist Ursula nicht nur Kölner Stadtpatronin, sondern später auch (1535 über die Gründung des Ursulinenordens durch die italienische Ordensfrau Angela Merici) Patronin der Bildung geworden: Bildung verstanden nicht als bloße Wissensvermittlung, sondern als jene Sorge um Menschen, die sie zu einem eigenen, verantworteten Leben befähigen will.

Eine Frage, die die heilige Ursula so nicht kennen konnte

Genau an diesem Punkt möchte ich heute eine Brücke schlagen zu einer Frage, die uns gegenwärtig alle umtreibt: Was macht eigentlich das Menschsein aus, das die heilige Ursula so unbedingt verteidigt hat? Diese Frage stellt sich heute neu, und zwar durch etwas, das es zu Ursulas Zeiten nicht gegeben hat: die Künstliche Intelligenz.

Papst Leo XIV. hat sich dieser drängenden Frage in seiner ersten Enzyklika gestellt, *Magnifica humanitas*, „über die Bewahrung des Menschen im Zeitalter der Künstlichen Intelligenz“, wie es im Untertitel heißt. Bezeichnend ist schon der Titel selbst: nicht ein Lobpreis auf ein Werk, sondern auf die Menschheit „*humanitas“*, im Zusammenhang mit der Enzyklika immer übersetzt mit Menschheit,

aber genauso übersetzbar mit Größe des Menschseins, das der Papst gerade jetzt bedroht sieht, wo Maschinen zunehmend Aufgaben übernehmen, die einmal genuin menschlich waren. Das Großartige, so macht er klar, liegt nicht in der Technik, so beeindruckend sie sein mag, sondern in der Würde und Einzigartigkeit der menschlichen Person selbst, die dem Menschen als Ebenbild Gottes zukommt. Die entscheidende Frage ist also nicht, was die KI kann, sondern was sie mit dem Menschen macht, mit seiner Würde, seiner Freiheit, seinem Zusammenleben. Und dass ein weltoffener Papst die Verbindung zwischen diesem Transformationsprozess und dem christlichen Glauben, der christlichen Perspektive herstellt, ist für mich ein wichtiges Hoffnungszeichen – Hoffnung für Mensch und Welt in einer Zeit, die oft genug in höchst seltsamen Interpretationen eher als Apokalypse beschrieben wird (wie es etwa Peter Thiel, einer der großen Tech-Milliardäre aus den USA tut).

Babel oder Jerusalem

Um diese gerade genannte Frage, was die KI mit dem Menschen macht, zu entfalten, greift der Papst zu zwei biblischen Bildern, die den ganzen Text wie ein Bogen überspannen: dem Turmbau zu Babel und der Stadt Jerusalem, wie sie Nehemia nach dem Exil wiederaufbaut.

Babel, das kennen wir aus dem Buch Genesis, ist zunächst eine beeindruckende Geschichte: Ein Volk, das mit einer Sprache, einem Willen, einer gewaltigen Kraftanstrengung einen Turm errichtet, der bis in den Himmel reichen soll. Auf den ersten Blick wirkt das wie der Inbegriff von Einheit und zielstrebigem Fortschritt. Doch Leo XIV. liest die Erzählung genauer, und er liest sie als Warnung. Babel steht für eine Menschheit, die Macht um ihrer selbst willen anhäuft, die von Gott abgekoppelt ist und auf reine Selbstermächtigung zielt. Babel opfert die Vielfalt der Uniformität, unterwirft die Würde der Effizienz, will die eigene Allmacht nicht groß genug machen können. Das Ergebnis dieser Anstrengung ist dem Buch

Genesis zufolge gerade nicht die erhoffte Einheit, sondern Zerstreuung, Sprachverwirrung, der Verlust gemeinsamer Verständigung.

Diesem Bild stellt die Enzyklika das Jerusalem des Nehemia gegenüber. Nach dem Exil wird diese Stadt wiederaufgebaut, Stein für Stein, aber nicht durch einen genialen Einzelnen, sondern durch das gemeinsame, mühsame Engagement des ganzen Volkes. Hier geht es nicht um Machtdemonstration, sondern um Beziehung, um Fürsorge füreinander, um Orientierung an Gott. Zwei Bauprojekte also, zwei Logiken: die eine sucht Höhe und Selbstermächtigung, die andere sucht Gemeinschaft und Wiederaufbau von unten. Was die beiden Städte trennt, ist am Ende genau die Frage, die sich auch angesichts der Künstlichen Intelligenz stellt: Bleibt der Mensch in seiner Würde Maßstab, oder wird er der Technik um der Technik willen geopfert? Der Papst macht deutlich, dass diese Entscheidung sich nicht irgendwo abstrakt in globalen Konzernzentralen vollzieht, sondern in einem jeden von uns beginnt. Und das ist tatsächlich für mich eine Glaubensperspektive – dieser mein Glaube ist nämlich gerade nicht irrelevant für die aktuellen Entwicklungen, unser Handeln aus christlicher Überzeugung ist unverzichtbar!

An diesem Punkt lässt sich noch einmal auf die heilige Ursula blicken. Ihre Legende erzählt ja gerade nicht von einer einzelnen, sich selbst erhöhenden Heldin, sondern von einer Frau, die eine Gemeinschaft führt, die mit ihren Gefährtinnen zusammen unterwegs ist, geteiltes Schicksal, geteilte Treue. Das ist, mit den Bildern der Enzyklika gesprochen, eher die Logik Jerusalems als die Logik Babels: nicht der einsame Turmbau, sondern der gemeinsame Weg. Diese beiden Logiken machen mich sehr nachdenklich, denn sie beschreiben für mich fundamentale Tendenzen unseres Umgangs miteinander.

Das technokratische Paradigma

Was Babel im Kern beschreibt, hat schon Papst Franziskus mit einem Begriff belegt, den Leo XIV. aufnimmt: das „technokratische Paradigma“. Gemeint ist

damit die Tendenz, persönliche, gesellschaftliche und wirtschaftliche Entscheidungen allein der Logik der Effizienz, der Kontrolle und des Profits zu unterwerfen. Technik gilt darin nicht mehr nur als Mittel, sie wird selbst zum Maßstab. Was sich nicht optimieren lässt, wird aussortiert. Die Schöpfung wird, so die Enzyklika, „zu einem Objekt der Ausbeutung“, die Menschen werden „zu Rädchen in einem System, das immer effizienter werden muss“.

Der Papst sieht dieses Paradigma durch die Künstliche Intelligenz beschleunigt und verschärft, und die eigentliche Gefahr liegt für ihn nicht in einzelnen Missbräuchen, sondern tiefer: in einer schleichenden Verschiebung des Menschenbildes selbst. Das Paradigma lässt eine menschenfeindliche Anschauung als normal erscheinen, die Anschauung nämlich, die Fülle des Lebens bestehe darin, mehr zu besitzen, Schwächen zu reduzieren, Unvorhergesehenes auszuschließen, alles unter Kontrolle zu haben. Wer Effizienz zum Wertmaßstab erhebt, behandelt am Ende auch sich selbst als zu optimierendes Projekt und nicht mehr als Geschöpf, das zu Beziehung und Gemeinschaft berufen ist.

Genau hier liegt die eigentliche Versuchung des technokratischen Paradigmas: dass es sich selbst als Heilsversprechen ausgibt, als Kraft, die alles neu und besser macht. Die Offenbarung des Johannes, aus der wir eben in der Lesung eine Perikope gehört haben, kennt auch diese Verheißung, aber anders. „Siehe, ich mache alles neu“ (Offb 21,5), das sagt dort nicht der Mensch über seine Werke, das sagt vielmehr der, der auf dem Thron sitzt. Was für eine wunderbare Zusage: „Siehe, ich mache alles neu!“ Erneuerung ist demnach kein technisches Produkt, das sich entwickeln, patentieren und verkaufen ließe, bedeutet nicht immer mehr Technologie und Ausweitung der Menschheit bis zum Mars, vielmehr – und das gibt mir Hoffnung und Gelassenheit – ist sie Gabe Gottes, die dem Menschen zugesprochen wird, nicht Leistung, die er sich selbst verschafft.

Was setzt der Glaube diesem technokratischen Paradigma entgegen? Was können wir aus der Legende der heiligen Ursula dem entgegensetzen? Ich denke: eine

Existenz, die sich gerade nicht unter Effizienzkriterien optimieren lässt, sondern hingibt. Eine Treue, die sich nicht nach Kennzahlen entwickelt, sondern die man entweder hält oder bricht. Wer wie die heilige Ursula bereit ist, für die Glaubensüberzeugung den eigenen Vorteil, ja das eigene Leben aufzugeben, hat bereits verstanden, was die Kritik vom technokratischen Paradigma für uns heute verdeutlichen will: dass der Wert eines Menschen sich nicht aus seiner Leistung, seiner Verfügbarkeit oder seiner Optimierbarkeit ergibt. Für mich eine hoffnunggebende Gegenerzählung zum Selbstoptimierungsimperativ der Gegenwart.

Kein Algorithmus kann sie messen: die Würde des Menschen

Damit sind wir beim eigentlichen Herzstück der Enzyklika, bei dem, was für Leo XIV. der hermeneutische Schlüssel des ganzen Textes ist: die Würde des Menschen. Und hier trifft der Papst eine Unterscheidung, die es genau zu hören lohnt. Moralische, gesellschaftliche und existenzielle Würde, so schreibt er, können wachsen und abnehmen, sie hängen an Umständen, an Anerkennung, an Leistung. Diesen Formen der Würde stellt er die „ontologische Würde“ gegenüber, jene Würde, die einem Menschen allein aufgrund der Tatsache zusteht, dass er existiert, dass er von Gott gewollt, geschaffen und geliebt ist. Man könnte, theologisch vielleicht noch treffender, von der kreatürlichen Würde sprechen. Sie ist unveräußerlich, nicht erwerbbar, nicht verdienbar, und sie ist durch keine Leistung, kein Versagen, keine Demütigung zu mindern. Kein Algorithmus kann sie messen, kein Effizienzkriterium sie relativieren.

Das ist ein starker Satz, und er richtet sich unmittelbar gegen jene Logik, die einen Menschen danach beurteilt, was er leistet, was er produziert, wie gut er funktioniert. Schon Romano Guardini, den der Papst auch in seinem Text zitiert, hat gewarnt, der moderne Mensch werde nicht zum richtigen Gebrauch der Macht erzogen. Das bedeutet, wo technische Entwicklung ohne moralische und soziale Reifung voranschreitet, droht dem Menschen, dass er vor allem aufgrund seiner Leistungen bewertet wird. Genau dieser Reduktion widersteht der Begriff der Würde.

An dieser Stelle wird auch verständlich, warum die Enzyklika sich so entschieden mit trans- und posthumanistischen Strömungen auseinandersetzt, jenen Denkrichtungen, die davon träumen, die Begrenztheit des menschlichen Lebens technisch zu überwinden, bis hin zu der Vorstellung, die Menschheit könne sich durch künstliche Lebensformen selbst überwinden und in eine neue Evolutionsstufe eintreten. Leo XIV. macht eine feine, aber entscheidende Differenz deutlich: Es ist eine Sache, Technologien in eine menschliche, beziehungsorientierte Sicht einzubetten. Etwas ganz anderes ist es, sich von einer Vorstellungswelt leiten zu lassen, die Begrenztheit herabwürdigt und ein rein technisches Heil verheißt. Der Mensch, so hält der Papst dagegen, entfaltet sich nicht trotz seiner Begrenztheit, sondern oft gerade durch sie. Es bleibt zwar Pflicht, Krankheit und Leid zu bekämpfen, doch zugleich ist es weise, die eigene Endlichkeit anzuerkennen, denn Verletzlichkeit und Endlichkeit sind die Orte, an denen Beziehung, Fürsorge und Liebe zu den Mitmenschen und auch zu Gott überhaupt erst gedeihen. Sie sind keine Defekte, die eine Maschine irgendwann beheben könnte. Letztlich, so haben wir in der Lesung aus der Offenbarung gehört, ist es Gott, der uns von dieser unserer Vulnerabilität und unserem Leid erlösen wird: „Er wird alle Tränen von ihren Augen abwischen: Der Tod wird nicht mehr sein, keine Trauer, keine Klage, keine Mühsal.“ (Offbg 21,4) Das sind für mich Grundfeste der christlichen Hoffnung!

Wenn ich das höre, denke ich unweigerlich wieder an die heilige Ursula. Ihre Größe zeigt sich ja gerade nicht in Unverwundbarkeit. Sie stirbt, das gehört zum Kern der Legende, an eben dieser Grenze: an der Endlichkeit eines Lebens, das sie nicht durch Rückzug oder Verrat verlängern wollte. Wäre sie unverwundbar gewesen, ihre Geschichte hätte uns nichts zu sagen. Ihre Größe liegt darin, wie sie in ihrer Vulnerabilität standhält, eine Größe, die keine Maschine je wird beanspruchen können, weil ihr die Verwundbarkeit fehlt, aus der diese Größe erst hervorgeht.

Auswahl und Entscheidung

Was genau macht diesen Unterschied zwischen Mensch und Maschine eigentlich genau aus? Die Enzyklika macht ihn an einer Unterscheidung fest, die schon Papst Franziskus 2024 beim G7-Gipfel eingeführt hat: dem Unterschied zwischen Auswahl und Entscheidung. „Was die Maschine tut“, so Franziskus, „ist eine technische Auswahl unter mehreren Möglichkeiten und beruht entweder auf genau definierten Kriterien oder auf statistischen Rückschlüssen. Der Mensch hingegen wählt nicht nur aus, sondern ist in seinem Herzen zu einer Entscheidung fähig.“ Eine Maschine optimiert nach vorgegebenen Kriterien. Ein Mensch entscheidet, das heißt: er wägt ab, er berücksichtigt den Einzelfall, die Geschichte eines Menschen, das Unvorhergesehene. Die griechische Philosophie spricht von der praktischen Klugheit, und sie lässt sich, so der Papst, strukturell nicht delegieren.

Aus dieser Differenz zieht die Enzyklika eine weitreichende Konsequenz: Nur der Mensch kann Entscheidungen fällen und für sie Verantwortung übernehmen. Daraus folgt der „Primat des Menschen“: die menschliche Vernunft, mit ihrem Gewissen und ihrer Freiheit, soll den technischen Fortschritt leiten und seine Grenzen bestimmen, nicht umgekehrt.

Wenn ich aus dieser Perspektive noch einmal auf die heilige Ursula schaue, dann wird deutlich, worin das Besondere ihre Entscheidung bestand. Sie hat nicht kalkuliert, welche Option ihr das bestmögliche Überleben sichert. Sie hat sich vielmehr gebunden an einen Glauben, an eine Gruppe von Menschen, an Gott – und das lässt sich nicht aufrechnen.

Vier Felder, an denen die Würde unter Druck gerät

Die Enzyklika bleibt nicht bei diesen grundsätzlichen Überlegungen stehen. Sie wird konkret und buchstabiert an vier Feldern aus, wie die Künstliche Intelligenz die Würde des Menschen unter Druck setzt: an der Wahrheit, an der Arbeit, an der Freiheit und am Frieden.

Die Wahrheit. Wahrheit ist für die Enzyklika keine abstrakte philosophische Kategorie, sondern ein für das demokratische Leben unverzichtbares Gemeingut. Wer die Wahrheit untergräbt, greift die Demokratie an und mit ihr die Würde aller Bürgerinnen und Bürger als urteilsfähige Subjekte. Der Papst zitiert Hannah Arendt und ihre Warnung, dass dort, wo die Unterscheidung zwischen Fakten und Fiktion, zwischen wahr und falsch aufhört zu bestehen, sich der Weg zum Totalitarismus öffnet. Manipulierte Informationen, veränderte Bilder, automatisierte Inhaltsproduktion schaffen eine Umgebung, in der reine Macht ohne Wahrheit sich durchsetzen kann, in der Menschen zu Objekten der Steuerung werden statt Subjekte des eigenen Urteils zu bleiben. Dem setzt Leo XIV. ein anderes Bild entgegen: Wahrheit entsteht durch vertrauensvolle Beziehungen und gemeinsames Handeln, sie ist kein Besitz, den man für sich beansprucht, sondern ein Geschenk, das es miteinander zu teilen gilt. Er legt besonderes Gewicht auf die Schule als den Ort, an dem man lernt, die Wahrheit zu suchen und zu lieben.

Die Arbeit. Schon Johannes Paul II. hatte in *Laborem exercens* betont, dass Arbeit ihren Wert nicht zuerst durch ihren Ertrag hat, sondern weil ihr Subjekt der Mensch mit seiner Würde ist. Diesen Vorrang der Person vor dem Ergebnis zieht *Magnifica humanitas* in die Gegenwart hinein. Die Bestandsaufnahme ist nüchtern: Statt der versprochenen Entlastung droht, dass Arbeitende sich dem Tempo der Maschinen anpassen müssen. Die Enzyklika benennt drei Risiken: Entqualifizierung, die Verdrängung des Menschen auf starre Restfunktionen und eine lückenlose automatisierte Überwachung. Die Konsequenz ist klar: Künstliche Intelligenz darf menschliche Arbeit ergänzen und erleichtern, niemals aber den Menschen ersetzen oder entmündigen. Besonders eindrücklich thematisiert der Text zudem, was hinter jeder scheinbar mühelosen KI-Antwort steht: eine lange Kette von Arbeitsschritten, oft geleistet von jungen Frauen zu niedrigen Löhnen, bis hin zur Gewinnung seltener Erden durch Kinder unter gefährlichen Bedingungen. Persönliche Daten, so der Papst pointiert, werden dabei selbst zu neuen „seltenen Erden der Macht“, und er scheut sich nicht, hier von neuen Formen der Sklaverei

zu sprechen. Was für eine Botschaft geht davon aus: der Blick auf die Marginalisierten und am Rande Lebenden zählt für mich zum Kern des Evangeliums. Das ist auch Evangelisierung!

Die Freiheit. Freiheit ist in der Enzyklika nie nur private, innere Fähigkeit, sie hat immer auch eine gesellschaftliche, politische Seite. Die eigentliche Bedrohung liegt dabei nicht in offener Unterdrückung, sondern in der meist unsichtbaren Architektur algorithmischer Systeme. Digitale Plattformen sind darauf angelegt, unsere Aufmerksamkeit zu binden und unsere Schwächen auszunutzen. Profiling, Verhaltensvorhersage, gezielte Lenkung von Entscheidungen schränken den Raum freier Urteilsbildung ein, oft ohne dass wir es überhaupt bemerken. Der Papst spricht von einem „Kolonialismus neuen Typs", der das persönliche Leben in verwertbare Informationen verwandelt. Was es braucht, ist eine „Ökologie der Kommunikation": ein geschützter Raum, in dem Argumente mehr Gewicht haben als bloße Reaktionen, mit klaren Regeln, Transparenz und angemessenen Grenzen für den Einsatz invasiver Technologien. Könnte nicht, das wäre meine Vision für Kirche, gerade die Kirche solch einen geschützten Raum bieten?

Der Friede. Seinen dramatischsten Höhepunkt erreicht der Text der Enzyklika in der Auseinandersetzung mit KI-gestützten Waffensystemen. Hier steht die Würde des Menschen in ihrer elementarsten Gestalt auf dem Spiel, es geht um Leben und Tod. Was für die Verteidigung geschaffen wurde, kann rasch zum Angreifen umfunktioniert werden, die Grenze zwischen Schutz und Aggression verschwimmt. Die ethisch folgenreichste Gefahr, so der Papst, liegt darin, Entscheidungen über Leben und Tod an automatisierte Systeme zu delegieren, denn dadurch sinkt die Hemmschwelle für Gewalt, weil die Distanz zu ihren Folgen wächst und Menschen zu bloßen Datenpunkten werden. Dem stellt Leo XIV. eine eindringliche Kategorie entgegen: das „Gesicht des anderen". Jede Technologie, die es leichter macht anzugreifen, ohne dieses Gesicht zu sehen, senkt die moralische Schwelle des Konflikts. Deshalb muss der Grundsatz gelten: ein Mensch muss der

Letztverantwortliche bleiben. Und der Papst formuliert einen Satz von geradezu programmatischer Schärfe: „Es existiert kein Algorithmus, der Krieg moralisch akzeptabel machen könnte." Konsequenterweise fordert er, die Künstliche Intelligenz zu „entwaffnen", sie also der Logik des militärischen, wirtschaftlichen und kognitiven Wettbewerbs zu entziehen. „Das Gesicht des anderen" – für mich eine überzeugende Formulierung und wieder ein hoffnungsvolles Element der christlichen Gegenerzählung zu aktuellen Tendenzen.

Vier Felder, und doch, wie die Enzyklika selbst betont, kein Nebeneinander verschiedener Themen, sondern die Entfaltung eines einzigen Grundproblems: Wo Technik zum absoluten Maßstab wird, läuft der Mensch Gefahr, als Datensatz, als Rädchen, als Ware behandelt zu werden. Und dagegen steht, unhintergehbar, die Würde des Menschen.

Bildung als Ort der Unterscheidung

An dieser Stelle kehre ich noch einmal zu unserer Stadtpatronin zurück, und zu der Rolle, die sie als Patronin der Bildung bis heute spielt. Die Enzyklika spricht ausdrücklich von einem Bildungsbündnis für das digitale Zeitalter und misst der Schule dabei zentrale Bedeutung zu, gerade weil dort, wie es heißt, die Wahrheit gesucht und geliebt werden soll. Bezeichnend ist, wie dieses Bildungsverständnis gefasst wird: nicht als Anhäufung von Wissen, das inzwischen jede Suchmaschine schneller liefert, sondern als jene Fähigkeit zur Unterscheidung, die ein Algorithmus gerade nicht bereitstellen kann. Urteilsfähigkeit, die Fähigkeit, im Einzelfall abzuwägen, Verantwortung zu übernehmen für das, wozu man sich entscheidet: All das lässt sich nicht herunterladen, es muss geformt werden, an Menschen und mit ihnen, über Zeit und in einem Prozess.

Genau das ist die Bildungsgestalt, die in der Legende der heiligen Ursula anfanghaft sichtbar, später bei den Ursulinen und vielen anderen christlichen Orden weitergeführt wird. Die heilige Ursula führt, so wird es in der Tradition häufig

interpretiert, eine große Schar von Gefährtinnen, sie überlässt sie nicht sich selbst, sie geht ihnen voraus, ohne über sie zu verfügen. Das ist eine Leitbildfunktion, die weit über das Mittelalter hinausreicht: die Sorge um Menschen, die einem anvertraut sind, so zu gestalten, dass sie zu eigener Entscheidungsfähigkeit finden, nicht zu bloßer Anpassung.

Schluss: die Zivilisation der Liebe, und Gereon

Magnifica humanitas endet nicht in Resignation. Der Papst benennt in der Enzyklika die Risiken sehr realistisch: den möglichen Verlust demokratischer Wahrheitsgrundlagen, die potentielle Degradierung von Arbeit zur bloßen Optimierungsgröße, die unsichtbare Architektur der Freiheitseinschränkung, die moralische Enthemmung durch algorithmisierte Kriegsführung. Und doch traut er dem Menschen zu, diesen Epochenwandel zu gestalten, nicht nur zu erleiden. Denn KI ist kein Schicksal, das unabwendbar über die Menschheit kommt, sondern das Ergebnis von Entscheidungen: von Unternehmen, die sie bauen, von Institutionen, die sie regulieren oder es unterlassen, von Schulen, die kritisches Denken fördern oder verkümmern lassen, von jedem und jeder Einzelnen von uns.

Mit Rückbezug auf Paul VI. entwirft Leo XIV. das Bild einer Zivilisation der Liebe, die wesentlich aus der Summe kleiner, beharrlicher Taten der Treue erwächst, und gerade nicht aus einer einzigen spektakulären Geste. Und er zitiert, überraschend für eine Enzyklika, John Ronald Reuel Tolkien: „Unsere Sache ist es nicht, die Welt durch alle Zeiten zu steuern, sondern in den Jahren, auf die wir beschränkt sind, zu tun, was wir können, um das Übel auf den uns bekannten Feldern auszujäten, damit jene, die nach uns kommen, einen guten Boden vorfinden.“

Beharrliche Taten der Treue, das ist ein Satz, der auch auf die heilige Ursula passt, und, an ihrer Seite, auf den heiligen Gereon, dessen Fest als zweitem Stadtpatron wir in dieser Festwoche ebenfalls feiern. Er steht für eine verwandte, wenn auch

eigene Treue: die Treue bis zum Letzten, in seinem Fall die des Soldaten der Thebäischen Legion, der lieber den Tod wählte, als seinem Glauben abzuschwören. Auch er also eine Gestalt, die sich nicht optimiert, sondern entscheidet. Beide Patrone, Ursula und Gereon, erzählen auf ihre je eigene Weise von derselben Größe: von einem Menschsein, das sich nicht kalkulieren lässt.

Leo XIV. formuliert dies in seiner Enzyklika mit einem Satz, der auch am Ende dieser Predigt stehen darf: „In der Zeit der Künstlichen Intelligenz, in der die Menschenwürde aufgrund neuer Formen von Entmenschlichung in den Hintergrund zu treten droht, haben wir die dringende Pflicht, zutiefst menschlich zu bleiben und liebevoll jenes großartige Menschsein zu bewahren, das uns geschenkt ist und das in Christus in seiner ganzen Fülle offenbar wurde, und das keine Maschine in seiner Pracht jemals ersetzen kann.“ (MH 15)

Die heilige Ursula hat dieses Menschsein nicht optimiert, sondern bis zuletzt gelebt. Vielleicht ist das der Grund, warum ihre Legende uns noch heute etwas zu sagen hat, gerade in einer Zeit, die unbedingt lernen muss, was Auswahl von Entscheidung, was Anpassung von Wachstum, was Funktion von Beziehung unterscheidet. Letztlich erinnert die Stadtpatronin Ursula an die Würde, die niemand sich verdienen muss und die kein Mensch einem anderen nehmen kann. Damit entfaltet sie auch und gerade für unsere Zeit eine Gegenerzählung zu den aktuellen Tendenzen zwischen apokalyptischen Untergangsszenarien und technikgläubigen Optimierungsversprechen, nämlich die Erzählung von einer Hoffnung, die wir uns nicht selber geben müssen, sondern die Geschenk des Gottes ist, der unseren Namen kennt und uns das Leben in Fülle verheißt!